

## V C. DIE RHEINECKERTANTEN

DIE DREI SCHWESTERN VON WILHELMINE GSELL-LUTZ,  
TOECHTER VON J.C. LUTZ-NAEFF, GESCHILDERT VON  
CLARA WILD-GSELL, DER TOCHTER VON WILHELMINE  
GSELL-LUTZ.

Wie verschieden waren sie und doch echte Lutzen! Das heisst Menschen mit frohem und doch tiefem Sinn, voll Poesie stets zum Singen und Helfen bereit, ein treues bodenständiges Geschlecht.

Die älteste der drei schönen Schwestern war Frau Saxer - Lutz, Bertha, 1830-1902, ein fröhliches, lustiges, unbekümmertes Blut. Immer hatte sie einen Spass bereit.

Ihre Bildung holte sie, nach den Rheinecker Schulen, unter dem ausgezeichneten Pädagogen Arbenz, in Stuttgart, wo sie viele liebe Freundschaften fand, die das ganze Leben hindurch Freude brachten.

Wie gerne besuchte man sie auf dem "Hof", dem ehemaligen Gemüse- und Blumengarten des Städtlihauses der Grosseltern. Da hatte der älteste Schwiegersohn, der Mann der Wilhelmine, ein Haus in Inner-schweizer Stil bauen lassen mit Sprüchen an den Aussenwänden. An der einen Seite:

Rein im Herzen, rein im Haus  
Treibt alle bösen Geister aus

an der andern:

Rein im Herzen, rein im Sinn  
Behält die guten Geister drin.

Tante Bertha hielt einen kleinen Schokolade-Handel, von dem man oft ein Probiererli erhielt.

Auch Kurgäste weilten hie und da in den heimeligen Räumen, spazierten auf den Fliegenberg die vielen Tritte hinauf. Da sah man über den ganzen Bodensee ins liebe Schwabenland. Bald glänzte er grün, bald hell- bald dunkelblau und am Abend silbern und golden.

Das Sommerhäuschen mit den farbig umrahmten Fenstern und den alten Kupferstichen der Rheintaler-Burgen, Schlösser und Ruinen, etwas tiefer gelegen, war ein Lieblingsplatz von uns Ferienkindern. Da konnte man die Welt rot, gelb, grün und blau betrachten und auf dem Schiefertisch nach Herzenslust schreiben und zeichnen.

Sehr vertraut waren wir mit unsern Cousinen, gescheiten, lieben und musikalisch äusserst begabten Mädchen. Den Vetter, "Bueb" geheissen, liebten wir weniger. Er wusste nichts mit seiner Zeit anzufangen und frug "allpott" seine Mutter: "Mueter, was soll i tuo?" Als Antwort bekam er regelmässig: "d'Hend wäscha!" Bis abends sind sie recht sauber geworden.

Tante Bertha sang oft mit uns und arrangierte lustige Tanzfestlein mit fröhlichen Cotillons. Auch Spaziergänge wurden unternommen zur Ruine Grimmenstein, auf die Meldegg und immer am Erinnerungs-Baum vorbei, in dessen Rinde ein grosses Herz mit einem verschlungenen L und B, den Initialen des Brautpaars Saxer-Lutz, das mit dem Baum gewachsen war.

Nach 10-jähriger Ehe verlor sie ihren Mann, Lukas Saxer-Lutz, 1825-1862, den sie sich damals ins Herz gesungen hatte. (Ihr schöner Sopran klang mit dem tiefen Alt der älteren Schwester Wilhelmine stets hell und klar.) Onkel war Lehrer an der Rheinecker Realschule und erfreute seine Umgebung mit sympathischen Versen.

Für die Witwe wurde das Holzhaus auf dem "Hof" erstellt. Der angeborene Frohmuthalf der Alleingelassenen über das Schwere hinweg,

und ihre stete Bereitschaft Kranken und Wöchnerinnen gegenüber gab ihrem Leben Inhalt, nebst Kindern, Haus und Hof. Abends besuchte sie oft Kranke, aber auch Gesellschaften. Und wenn frohe Jugend sie nach Hause begleitete, stand sie manchmal still und sagte als "Excüsi", tief atmend: "Lueged au d'Sterne-n-a, wie schö sie glänzed!"

Noch viel Schweres musste sie erfahren: den Tod der ältesten Tochter Bertha Diem-Saxer, gest. 1875, und der Jüngsten, Fanny Schöbinger-Saxer, gest. 1888 im Wochenbett, aber auch viel Schönes durfte sie erleben: die Heirat der drei Töchter und die Geburt von vier Enkeln. Der älteste, der Sohn der verstorbenen Tochter Bertha wurde von ihr erzogen. Zu den drei weiteren reiste die Grossmutter ins Baltikum, wohin sich Anna Vogt-Saxer, 1855-1920, unsere liebste Cousine verheiratet hatte.

Später verliess Tante schweren Herzens den "Hof", (die Arbeit und die Last wurden zu gross) übersiedelte auf den Altensteig und nachher zur einsamen Mutter ins Städtlihaus, schliesslich ins nette Häuslein bei der Holzbrücke am Rhein, gegenüber der Ebne.

Und immer blieb sie der alte, frohe Mensch, das Naturkind voll Humor und Herzensgüte.

Mathilde Labhardt-Lutz, 1836-1911, die mittlere der Drei, kam als zartes Kindlein auf die Welt, das extra gehegt und gepflegt sein wollte. Schon damals schrieb man der frischen Luft und den Kräutern viel Segensreiches zu. Das Zärteli wurde nach Hufeland behandelt, in Schafgarben- Absud gebadet und so viel als möglich auf den "Hof"-Garten gebracht.

Zu einem frischen, gesunden Mädchen herangewachsen, zeigte sich bald ihre Intelligenz und Lebhaftigkeit, ihr Sinn für Poesie und ihre Abenteuerlust.

Nach einem Pensionsjahr in Deutschland, verheiratete sich die schöne, junge Zwanzigjährige mit Conrad Labhardt zu Steckborn,

in Manila als Kaufmann tätig. Die Wanderlust hatte Mathilde wohl mehr gelockt als die Liebe, vielleicht auch die schöne Position, denn der Gemahl (achtungswert in jeder Hinsicht, aber etwas steif) habe, so berichtet die Fama, als Ueberseer das meist Verlockende gehabt.

Der junge Frau gefielen Land und Leute in Manila. Im Schweizer, englischen und österreichischen Kreis (Onkel was Konsul von Oesterreich und der Schweiz) führte Tante ein Haus, und dank ihrer Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft in gesunden und kranken Tagen war die Schweizerin überall gern gesehen.

Pflanzen und Tiere waren ihre grösste Freude. Ihr Blick der schönen, braunen Augen hatte Macht über diese. So zähmte sie einen Alligator, hielt Hunde, Papageien und Cacadu.

Die Natur um Manila, das Meer taten's ihr an. Nur ungern kehrte sie nach etwa acht Jahren in die Schweiz zurück, nahm auch einen malaiischen Diener, den Pedro, mit und zog mit ihrem Mann ins eigene Haus am oberen Graben, zum Schieferdach genannt, in St. Gallen.

Auch da zogen Tiere ein: Katzen, Hunde und vor allem Vögel. Wir Rötelikinder durften abwechselnd in dem gepflegten Heim zum Mittagessen kommen, feine Sitten lernen und uns an manchem Neuen freuen. Am schönsten war im Winter der grosse Vogelhaushalt zwischen den Fenstern. Da stand ein Tannenbäumlein, die äusseren Fenster wurden geöffnet, die hungernden Vöglein flogen hinein; gegen das Zimmer war ein feinmaschiges Gitter, so hatten sie schön warm. Für Nestlein, Wasser zum Baden und zum Trinken und Futtertröglein war auch gesorgt. Bald fühlten sie sich daheim, man konnte das Gitter öffnen, da flogen die Meisli, Finken, Dompfaffen lustig im Zimmer umher, zum Entsetzen von Lulu, dem schwarzen Hündlein, und dem weissen Büsi. Erhaben sass der graue Coco, der Cacadu mit dem rosa Halskrägli, auf seinem Stab. Wenn losgekettet, suchte er seinen Lieblingsplatz, die Schulter der Hausherrin, auf und nahm mit seinem krummen Schnabel begierig den Zucker aus Tantes Mund.

Die St. Galler hatten allerlei zu mäkeln an dem Manila Haushalt, z.B. dass die junge Frau Herren zu einem Wermut empfing, dass sie ihren Nichten und Neffen einen Hausball gab, zu dem diese ihre Flammen einladen durften und dass ihre Garderobe so auserlesen war. Ihr Charme zog Alt und Jung an.

Nach einigen Jahren verlangten die Geschäfte die Rückkehr nach Manila. Ins Schieferdach zogen liebe Verwandte, auch Ueberseer, und später wurde es verkauft. Die Möbel wanderten teils nach Rheineck, teils nach Steckborn am Untersee, wo die gütige Mutter von Onkel Labhardt ein herziges Häuslein besass mit Obst, Gemüse- und Zier-Garten.

In Manila kamen nun die schweren Zeiten: Erdbebenjahre, der Mann wollte das steinerne Geschäftshaus nicht verlassen, die Frau fürchtete sich und zog zum Schlafen in ein Nippa-Häuslein ans Meer. Dort flirtete sie mit einem herzigen "Offizierli", der dem einsamen Aufenthalt lieblichen Reiz verlieh.

Gesellschaftlich blieb Alles wie früher, aber Tante fühlte sich sehr allein und sah auch den geschäftlichen Ruin kommen. Ihr Tagebuch spricht davon. Dieser brach die Energie des ehrlichen, ernstesten Geschäftsmannes. Er starb 1890 an einem Leberleiden.

Tante kehrte in die Heimat zurück, zuerst nach Steckborn, wo die Schwiegermutter unterdessen gestorben war; nach dem Tode der eigenen Mutter ins Städtlihaus nach Rheineck. Die glücklichste Stunde des Tages war das Schwarzkaffee-Weilchen von 1-2 Uhr mit der Zeitung, und dem grau und rosa zahmen Cacadu auf der Achsel. Grosse Freude machte ihr das jeweilige Kommen der Brautpaare in der Familie. Sie wurden ins Erkerli gewiesen. Tante ging hin und her, freute sich an ihrem Anblick, und wenn sie glaubte einen Kuss zu hören! Eros war ihr sehr guter Freund.

Wie gerne besuchten wir die lebhafteste Tante oder freuten uns an ihrem Erscheinen in St. Gallen. Sie machte stets den Kindern kleine

Freuden, brachte um die Samiklaus-Zeit Süssigkeiten und an Weihnachten Tannenzweige.

Aber sie litt unter ihrer Einsamkeit und sagte oft: "d'Ross schlot me tot, wenn sie alt sind, d'Mensche müend witer leba, das isch grausam!" Viel Schwindelanfälle und zunehmende Schwerhörigkeit verdarben ihr die letzten Jahre. So kam der Tod im Frühling 1911 als Erlöser.

Noch in den letzten Tagen erzählte sie von ihrem geliebten Manila und sandte an die Nichten ganze Koffer von dortigen Toiletten, Spitzen und Seidenstoffe. Viele, viele Kisten standen in den zwanzig Jahren unausgepackt hinter einem Vorhang in der grossen Visitenstube.

Bei meinem letzten Besuch an ihrem Krankenbett am Vorabend ihres Todes sagte sie: "Lueg, da Bäs chont nümme, i stärke bald; aber bette sött me chönne und i cha nöd. Und bim Erbe werdidi Ehr lacha und au schimpfe, so vil Züg isch do." Und so wars auch.

Nach der Kremation in St. Gallen sass man noch zusammen. Tante mit ihrer Intelligenz und Eigenart, ihrer Güte, ihrem lustigen Intrigantentum (immer war sie voll Pläne für Andere, die aber nie ausgeführt wurden) lebte unter uns. Liebe, köstliche Tante Mathilde!

Im Städtlihaus ging's nun ans Verlesen, eine grosse Arbeit. Onkel Adolf Lutz-Bühler war der Teilvogt. Schwester Marie Fehr-Gsell sorgte dafür, dass nicht zuviel Ware von den jungen Nichten auf den Wegwerf-Haufen getan wurde. Ueber zwanzig Mäntel und ebensoviel Fussbekleidung waren da. Und als die Manila-Kisten geöffnet wurden, fanden sich reizende Täschlein, Schälchen, Körbchen und Teppichli chinesischer Provenienz. Und überall, an den unglaublichesten Orten hatte Tante Goldstücke versteckt: sie fürchtete sich vor Dieben und wollte diesen ungebetenen Gästen die Fundorte der Goldschätze angeben, auf dass ihr kein Leid geschähe. Die Gute kam aber nie in den Fall. Sie hat in Gedanken sicher oft mit einem solchen Eindringling geflirtet.

Mit dem Teilvogt war es sehr vergnüglich, und mit den sonderbarsten Sachen: ausgestopften Vögeln, Kassetten, Körben etc. kehrte man abends mit der Bahn heim. Das ging so etwa 4-5 Tage.

Bei der Putzerei fanden sich hinter den Büscheli nochmals drei Kisten, die dann auf der Gewerbemuseum-Diele in St. Gallen geöffnet wurden. In der einen befanden sich asiatische Bronzen sonderbarer Art, aus der zweiten kam ein sehr schöner, chinesischer Service zu Tag, und die dritte stammte noch von Steckborn und enthielt alte, von Motten zerfressene Kleider, ein chinesisches Kostüm und noch ein paar liebe Rheinecker-Stücke, z.B. eine Marmoruhr aus Onkel Roberts Zimmer und vergilbte Bilder. Sehr interessant war in einer Atrappe (Mues-Pfännli für ein Kindlein) der Fund eines schönen Diamantrings.

Schliesslich war man froh, als Alles geteilt war. Diejenigen, die sich in die grosse und kurzweilige Arbeit geteilt hatten, freuten sich über diese sonderbaren Rheineckertage, manche von den andern Nichten und Grossnichten bedauerten, nicht dabei gewesen zu sein.

Noch jetzt kann man in der Familie den Ausruf hören beim Anblick einer Bluse, eines indischen Stoffes: "Aha, Tante Mathilde!" Und dabei lacht man und das Herz schlägt warm.

Tante Julie, 1836-1884, die jüngste der vier Schwestern aus dem Städtlihaus, hatte wie die älteste (unsere liebe, liebe Röteli-mama) etwas schweres Blut und ein ausgesprochenes Pflichtgefühl. Dieses leitete ihre Wege.

Nach den guten Rheinecker-Schulen kam sie nach Hanau in Deutschland in ein vorzügliches Institut.

In der schönsten Jugendzeit befiel sie eine Herzbeutel-Entzündung und eine leichte Tuberkulose. Dies machte sie ernst und still.

Geschätzt wurde sie (überall Tante Julie genannt) im ganzen Unter-rheintal als Inspektorin der Handarbeits-Schulen. Gegen die Armen

zeigte Tante sich sehr gütig. Aber glücklich wie die Schwester war sie wohl selten. Kritisch gegen sich und die Mitmenschen sah sie zu viel Schweres. Die Schwermut des Vaters lastete im täglichen Leben stets auf ihr.

Wir Nichten liebten sie sehr, sie konnte so herzlich lachen und von ihren Jungmädchen-Erlebnissen erzählen. Auch drollige Verse und Geschichten wusste sie:

Oh Mulla, wo bischt?  
Oh Mulla, Mulla, Mulla!

Und den Rundreim:

Leischa, liabi Leischa  
Wenn de Topf aber denn a Loch hät, was macht ma, liaba Heiri?  
Mach en ganz, liabi liabi Leischa --- liabi Leischa mach en ganz!

Im Erkerli wurden viele Spiele gemacht, dabei gestrickt und gestickt. Die Neffen liebten die Tante weniger und behaupteten, sie hätten in den Ferien Scheiterbeigen machen müssen, die abends umgeworfen wurden, um am andern Tag neu zu erstehen. Auf den Ferienreislein mochten sie die gütige Spenderin aber gerne. Viel Schönes sah ich mit ihr, so die Oberammergauer Passions-Spiele 1880, die uns tiefen Eindruck machten, die Salzbergwerke von Berchtesgaden, die Seen im Bayerland und München.

Wir frugen Tante einmal, warum sie nicht geheiratet habe. "De Rächt isch halt nöd cho, und i ha d'Mueter nöd welle allei lo." Später hörten wir, dass eine Jugendliebe durch zu strenge Ansichten der damaligen Zeit nicht in der Ehe ihr Ziel gefunden hätte.

Die Mutter musste sie doch allein lassen, weggerufen vom Schnitter Tod. Den Vater hatte sie schon viele Jahre vorher verloren, ihm Vieles verziehen, als sich bei der Section Verwachsungen im Gehirn herausstellten.



Im Januar 1885 raffte ein Nierenleiden sie rasch hinweg. Kurz vorher sangen wir Nichten auf ihren Wunsch:

Ich hab von ferne  
Herr, deinen Tron erblickt  
Und hätte gerne  
Mein Herz vorausgeschickt  
Und hätte gern mein müdes Leben,  
Schöpfer der Geister, dir hingegeben.

Das Sargkissen unter ihrem Kopf enthielt alle Briefe ihrer Lieben, fein zerschnitten, wie sie es gewünscht hatte.

Ihr Tagebuch zeugte von schweren seelischen Leiden. Auf dem Grabstein stand nur der Name "Tante Julie".

Und nun steht keiner der Steine mehr, die drei Schwestern und viele der Vorfahren fanden auf dem lieben Rheinecker-Friedhof ihre Ruhestätten.

Aber der See glänzt wie immer herüber und die Berge leuchten im Abendschein.

Ewige Schönheit!

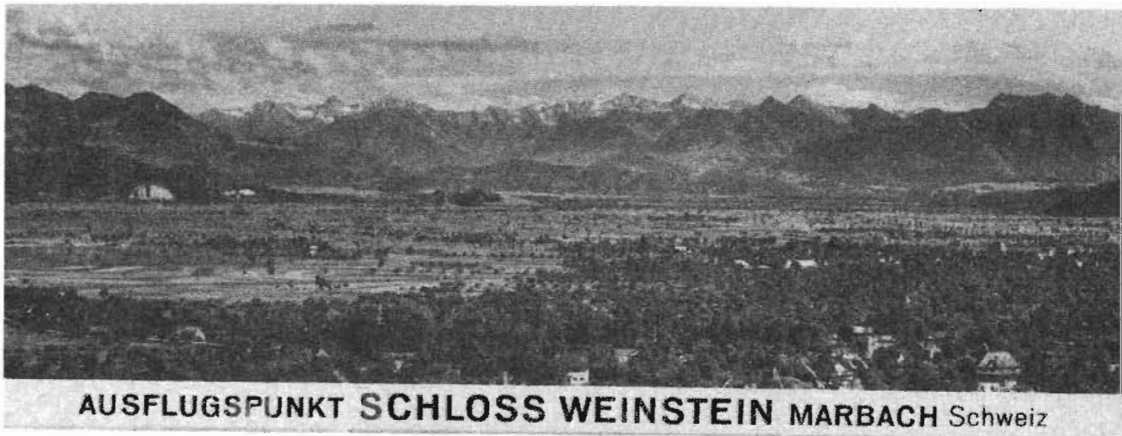


Abbildung 55    Aussicht von Schloss Weinstein